

ZEICHEN DER ZEIT AUF HOFFNUNG HIN – SPE SALVI

Viel Resonanz hat die zweite Enzyklika Papst Benedikts XVI. ausgelöst. Von der christlichen Tugend der Hoffnung handelt sie. Der Papst setzt sich eingehend mit Hoffnungsvorstellungen auseinander, die rein innerweltlich sind. Und er kontrastiert ihnen eine christliche Hoffnung, deren Realisierung den menschlichen Alltag übersteigt. Es ist diese Transzendenz, die aus jeder Seite der Enzyklika spricht.

Christliche Hoffnung im Verständnis Benedikts hat mit Befreiung zu tun. Das Beispiel der heiligen Giuseppina Bakhita aus dem Sudan steht dafür ebenso wie das des entlaufenen Sklaven Onesimus oder der korinthischen Unterschichten. Auch die Sarkophage der frühen Christen geben Zeugnis von dieser Hoffnung, die den Tod überwindet. Papst Benedikt betont – und das ist eine der wichtigen Stellen der Enzyklika (Nr. 10) -, dass der christliche Glaube eben nicht nur „informativ“ ist, sondern „performativ“, „eine Kunde, die das Leben selbst neu gestaltet“.

So lautet die erste Botschaft des deutschen Papstes: Die christliche Hoffnung ist nicht individualistisch. Sie ist auf Gemeinschaft hin angelegt, auf Verantwortung für die Welt und in ihr. Das gelte, so der Papst, auch von denen, die eine Distanz zur Welt pflegten, nämlich den Mönchen. Trotzdem sei es in der Neuzeit zu einer verhängnisvollen Verkürzung gekommen. Papst Benedikt macht sie an der Person des englischen empiristischen Philosophen Francis Bacon (1561-1626) fest. Der Glaube werde bei ihm auf das Private und Jenseitige verkürzt, die Hoffnung auf den Fortschritt von Wissenschaft und Technik reduziert. Vernunft und Freiheit erscheinen als die Kategorien der Neuzeit. Dass Geschichte immer fortschreiten müsse und auf ein gutes Ende zusteuere, wurde nur leise von Immanuel Kant kritisiert, war aber seit der Französischen Revolution und Karl Marx mit einem revolutionären Sprung verbunden.

Der Papst fordert zu einer Selbstkritik des neuzeitlichen Christentums auf. Hier mag ein bekanntes Zitat P. Kantenichs neu aufscheinen, das er 1948 auf dem Hintergrund des Kalten Krieges geschrieben hat: „Der Kollektivismus tritt in den verschiedenen Formen auf den Plan und meldet sich zu Wort. Er hebt an zum Sprung in die ganze Welt. Europa liegt ihm bereits weitgehend zu Füßen, in anderen Weltteilen sucht er trotz aller Verbote und Gegenmaßnahmen siegreich vorzustoßen. Auch er lebt aus einer großen Zukunftsvision. Das ist sein Geheimnis, das von diabolischem Einflusse und satanischen Kräften augenscheinlich ständig gespeist wird. Wir behandeln ihn vielfach wie ein System und raten und tasten deshalb an seinem Kern vorbei. Wir weisen ihm Irrtümer nach, er lächelt und geht siegesgewiss zur Tagesordnung über. Mit ganzer Seele hängt er an seinem neuen Welt- und Gesellschaftsbilde, das er in seiner Ganzheit schaut und mit heißer Liebe und bewundernswerter Opferkraft umfängt, das durch Nachweis von Irrtum und Fehlgriff nicht in Erschütterung gerät. Er sieht, fördert und fordert eine neue soziologische Schichtung von Welt und Menschheit. Unter seinem Einfluss ballen sich die modernen Probleme, die im Gefolge der rasenden geistigen und wirtschaftlichen Entwick-

lung kreisen um das erschütternde Verhältnis zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft, zwischen Persönlichkeit und Wirtschaft, zwischen Persönlichkeit und Technik, zwischen Persönlichkeit und sozialem Aufstieg zu einer ungeheuren Wucht und niederschmetternden Dichtigkeit zusammen. Seine Vision schaltet den lebendigen Gott aus, dafür vergötzt sie sich selber. Das hindert uns jedoch nicht, in ihr Züge der göttlichen Offenbarung zu entdecken, so sehr sie auch das ganze Christentum ablehnt. Vision kann nur durch Vision überwunden werden.“

Züge der göttlichen Offenbarung erkennt der Papst tatsächlich in denen, deren Kritiker er ist. Damit bringt er einen neuen Stil in die päpstliche Lehrverkündigung. Das Anliegen seiner Regensburger Vorlesung, den Glauben mit den Mitteln der Vernunft zu durchdringen und darzustellen, realisiert er nicht in erster Linie unter Berufung auf vorherige päpstliche Äußerungen, sondern in Auseinandersetzung mit den Autoren der – meist abendländischen – Denktraditionen. Das ermöglicht ihm auch eine Kritik des eigenen christlichen Weges. Vor allem aber weitete sich der Blick über den eigenen Horizont hinaus.

Das Fazit des Papstes ist: Der Mensch braucht kleinere oder größere Hoffnungen. Die letzte große Hoffnung ist Gott, der alles umfasst und überschreitet. Wie diese Hoffnung realisiert werden kann, zeigt er beispielhaft am vietnamesischen Kardinal Nguyen Van Thuan, der dreizehn Jahre inhaftiert war. Ratzinger weist aber auch mehrfach auf seinen Lieblingstheologen hin, den heiligen Augustinus. Von beiden her definiert der Papst das Gebet als einen zentralen Lernort der Hoffnung. In behutsamen Worten weist er auf die Bedeutung des Leidens ebenso hin wie auf das Tun, den menschlichen Einsatz für Gerechtigkeit und gegen das Böse, ohne das die Hoffnung letztlich nur Fragment bliebe.

In dieser Spannung zwischen Tun und Erleiden kommen die kleinen spirituellen Praktiken der christlichen Tradition wieder zu Ehren. Es mag für jemand, der aus der spirituellen Tradition der Schönstatt-Bewegung die „Beiträge zum Gnadenkapital“ der Gottesmutter kennt und schätzt, eine schöne Entdeckung sein, dass der Papst einen Abschnitt seiner Enzyklika dem „Aufopfern“ widmet. Der Papst schreibt: „Diese Menschen waren überzeugt, dass sie ihre kleinen Mühen in das große Mitleiden Christi hineinlegen konnten, so dass sie irgendwie zu dem Schatz des Mitleids gehörten, dessen die Menschheit bedarf.“ (Nr. 40) Aus dem Gedanken der Solidarität und der gemeinsamen Zugehörigkeit zum Leib Christi kann das, was wir „Gnadenkapital“ nennen, auch mit dem Wort „Schatz des Mitleids“ charakterisiert werden. Es ist die gleiche Denkweise der Zusammengehörigkeit und des Aufeinander-Angewiesenseins, das aus diesen Worten spricht.

Einen dritten Abschnitt seiner Enzyklika widmet der Papst dem Gericht. Das mutet überraschend an, steht aber in der Konsequenz seiner Auseinandersetzung mit der neuzeitlichen Philosophie. Die Spannweite der päpstlichen Argumentation wird an der Zitierung von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno sichtbar. Beide bestreiten die Möglichkeit, einen immanenten Gottesersatz finden zu können, lehnen aber gleichzeitig das christliche Bild eines gerechten und gütigen Gottes ab. Ratzinger meint dagegen, der Mensch könne nicht im Nein zu Theismus und Atheismus gleichermaßen stehen bleiben. Im „Bild“ des unschuldig leidenden Gottesohnes am Kreuz löst sich für den Papst die uralte Theodizee-Problematik auf:

„Ich bin überzeugt, dass die Frage der Gerechtigkeit das eigentliche, jedenfalls das stärkste Argument für den Glauben an das ewige Leben ist“; denn „nur im Verein mit der Unmöglichkeit, dass das Unrecht der Geschichte das letzte Wort sei, wird die Notwendigkeit des wiederkehrenden Christus und des neuen Lebens vollends einsichtig.“ (Nr. 40) So sind Himmel, Hölle und Fegfeuer für Ratzinger Stationen eines Prozesses hin zum endgültigen Leben. So sehr bei den meisten Menschen Wahrheit und Liebe die Grundtriebkkräfte sind, sind sie doch „in den konkreten Lebensentscheidungen überdeckt von immer neuen Kompromissen mit dem Bösen – viel Schmutz bedeckt das Reine, nach dem doch der Durst geblieben ist und das doch auch immer wieder über allem Niedrigen hervortritt und in der Seele gegenwärtig bleibt“ (Nr. 46).

Mit diesen Erwägungen, die eine Kurzfassung der Ratzingerschen Eschatologie darstellen, schließt der Papst seine Enzyklika über die Hoffnung ab. Und in konsequenter Wiederaufnahme seiner Kritik an der individualistischen Verengung der Hoffnung fordert er: „Als Christen sollten wir uns nie nur fragen: Wie kann ich mich selber retten? Sondern auch: Wie kann ich dienen, damit andere gerettet werden und dass anderen der Stern der Hoffnung aufgeht? Dann habe ich am meisten auch für meine eigene Rettung getan.“ (Nr. 48)

Der „Stern der Hoffnung“, Maria, steht am Ende der Enzyklika. Der Papst wendet sich an Maria mit einem Gebet, das die Hoffnungen ihres Lebens benennt. Alle in der Heiligen Schrift beleuchteten Lebensstationen Marias werden vom Papst unter dem Gesichtspunkt ihrer Hoffnung und der Hoffnung der Welt, aber auch der Prüfungen ihrer Hoffnung bis hin zur scheinbaren Hoffnungslosigkeit, angesprochen. Von der Verkündigung bis Pfingsten geht der Weg Marias. Und der Papst spricht auch das Besondere der Botschaft Jesu an: „Das ‚Reich‘ Jesu war anders, als die Menschen es hatten erdenken können. Es begann in jener Stunde, und dieses ‚Reiches‘ wird kein Ende sein.“ (Nr. 49)

Seine zweite Enzyklika lässt deutlich den Stil erkennen, den Papst Benedikt XVI. weiterführen möchte. Er will argumentieren, auf die Vernunft des christlichen Glaubens hinweisen und die Leser auf einen Denkweg mitnehmen. Doch Information und intellektuelle Beweisführung sind nur die eine Seite. Es geht ihm um Performativität, um die Wirkung der Worte im Leben. Tatsächlich wäre es für ein päpstliches Schreiben etwas wenig, wenn sie nur wissenschaftliche Arbeiten wären. Päpstliche Enzykliquen sollen einen Lebensvorgang anstoßen. Dass Papst Benedikt das nicht mit dem mahnenden Zeigefinger tut, sondern mit der Macht seiner Worte, ist ein neuer Stil. Er passt aber in unsere Zeit.

Joachim Schmiedl